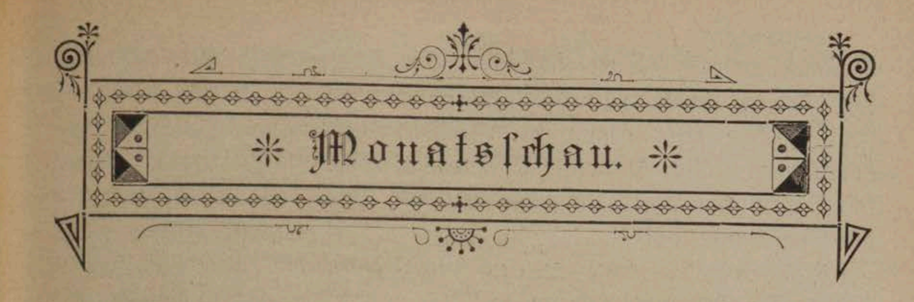


Innere Mission.

Getrübt ist unsere Feststimmung, die Freude hat sich hinweggeschlichen aus unsern Häusern, Betrübnis ist an ihre Stelle getreten. — Warum diese Trauer? Etwa weil in Wien der Judenhaß seine Orgien feiert, und unsere Feinde von dem herrlichen Gebäude Besitz nehmen, daß es Zeugnis ablege von der Verwilderung des goldenen Wiener Herzens? Nein! so tief bekümmert wir dies häßliche Schauspiel mitansehen, so groß auch unsere Besorgnis ist über die Folgen dieses Sieges in vielen Städten unseres Vaterlandes, vielleicht sogar im Parlamente selbst, unsere Festfreude hätte uns diese Niederlage der Menschlichkeit nicht rauben können. Wir haben an dieser Stelle schon einmal unserer Meinung Ausdruck gegeben, von der wir auch heute nicht weichen, daß es viel besser sei, die offenen als die verkappten Feinde am Ruder zu sehen, daß es heute einzig und allein von der Regierung abhängt, ob die Zustände in Wien lokalisiert werden, oder zu einer Staats- und Verfassungsfrage sich entwickeln. Selbst das Schlimmste vorausgesetzt, daß eine Beschränkung unserer Freiheit und unseres Rechtes, eine Herabdrückung dieser zu Freiheiten und Rechten eintreten sollte, ein Volk, dem Druck und Elend zum täglichen Brot geworden ist, das unsägliche Leiden ohne Murren ertragen hat, dabei geistig und moralisch unversehrter geblieben ist, als seine Herren und Gebieter, ein solches Volk kann von dem Ansturme zurückgeworfen, gebeugt, doch niemals vernichtet werden, — wenn es nur innen nicht morsch und kraftlos ist. Und das ist es, was uns betrübt, der Zukunft mit Beklemmung entgegensehen läßt, das verwandelt unsere Festwonne

in Klage, unsern Festjubel in Wehe. Wir gleichen einem Schwerkranken, den nicht die gefährliche Operation, sondern die Herzschwäche tödtet. — Deutlich tritt diese Gefahr für Israel an unserm Laubhüttenfeste uns vor Augen. Mit Wehmuth gedenken wir der Tage, wie der Vater sofort nach dem Versöhnungstage mit dem Baue der Hütte begann, wie alles im Hause mithalf, wie die Kinder auf Felder und Wiesen eilten, um Blüthen und Früchte herbeizuschaffen, wie Mädchen und Knaben in der Ausschmückung der Hütte wetteiferten. Indeß waren draußen die Gäßchen eng und häßlich, von Wall und Mauer umgeben, eine Zielscheibe des nimmersatten Pöbelhaufens. Was scheerte sich aber der Jude um die Außenwelt, mochten seine Bedränger übermüthig ihr Leben in Genuß erdrücken, die Poesie seines Herzens, die religiöse Weihe seiner Seele war ihm nicht um Millionen feil! Und diese Poesie ist uns verloren gegangen! Es werden heute keine Laubhütten errichtet, Eltern und Kinder kennen das Gefühl der Religionsfreude nicht mehr, dieser Freude, die Ersatz bietet und bieten soll für Ehre und Ruhm, für Lust und Freiheit. Nicht der Orkan erweckt die Angst, die Schwäche des Schiffes läßt den Untergang befürchten. Und ich sage Euch, wenn die Religionsfreude nicht wieder unsern Herzen eingeimpft wird, siecht Israel dahin und stirbt an Entkräftung!

Doch lassen wir die Poesie, betrachten wir das Leben, wie es sich für uns heute gestaltet hat. Wir wohnen zerstreut in Straßen und Gassen, unsere Nachbarn sind Christen, uns stehen keine Höfe zu Gebote, um eine Laubhütte aufstellen zu können, unsere Kinder müssen statt aufs Feld in die Schule eilen, müssen zu Hause ihren Schulpflichten vorerst nachkommen; am Festtage selbst gehen sie wohl zum Gottesdienste, doch getheilten Herzens, denn der Lehrer trägt weiter vor, und sie sind auf die Güte des Lehrers angewiesen, daß er nächste Stunde es mit ihnen nicht allzustreng nehme. An den Nachmittagen des Festes wandern sie zur Schule wieder. Dieser gewaltige Unterschied der Verhältnisse ringt uns das Geständnis ab, daß die Religionsfreude, wie sie früher sich offenbart hat, heute vergebens verlangt, unmöglich gefordert werden kann. Es müssen sich die jüdischen Kinder noch viel mehr für das Leben wappnen, müssen weit mehr Fleiß und Energie an den Tag legen als ihre christlichen Nebenschüler, wenn sie auf eine erfolgreiche Zukunft rechnen wollen. In einer Zeit, da der Lehrerstand nahezu durchwegs uns feindlich gesinnt ist, und unsere Kinder mit der größten Schwierigkeit, mit der Antipathie zu kämpfen haben, können wir nicht hoffen, daß ihre jungen Herzen da und dort mit gleicher Hingebung weilen. Wir stehen vor der Alternative: entweder Freiheit und Indifferentismus,

oder Joch und Religionsfreude. Doch nein, wir stehen gar nicht vor der Alternative. Es mag uns ergehen, wie dem wolle, so lange die Regierungen alle Fabriken nicht sperren, Bahnen und Schiffe nicht abtragen, das ganze Leben nicht wieder in das mittelalterliche Geleise lenken, kann das Judenthum, oder besser gesagt, können die Juden nicht die alte Religionsfreude wieder gewinnen, denn sie ist unzertrennlich vom Ghetto, unzertrennlich von der Bedürfnislosigkeit und dem bequemen Lebensgang des Mittelalters. Die Ereignisse mögen sich wie immer gestalten, in elf Tagen 8 Tage hindurch das Geschäft geschlossen halten, wie es dieses Jahr das Laubhüttenfest mit sich bringt, können sich nur einige Wenige gönnen. Wer das nicht einsieht, dem ist eben nicht zu helfen. Alle Anstrengungen orthodoxer Rabbiner sind da verloren. Noch haben wir es nicht gehört, daß ein orthodoxer Rabbiner der Zersetzung Einhalt gebieten konnte, dagegen — —.

Was aber doch? So diesen Prozeß sich weiter spinnen lassen, alles sich selbst überlassen, den Werdegang unseres religiösen und konfessionellen Lebens gar nicht lenken, richten, führt zu einem Chaos, aus dem kein Weg führt, besonders keiner zum Judenthume zurück. Es werden manche mit der Entgegnung rasch bei der Hand sein, das Judenthum solle auch wie die beiden christlichen Kirchen zur Orthodoxie zurückkehren, man stelle erst Versuche an, mißglücken sie, dann hätte man ja Zeit, den Verhältnissen und Zuständen Rechnung zu tragen. Wie soll das jedoch geschehen? Die Orthodoxie des Christenthums besteht in einer etwas strengern kirchlichen Zucht, in dem Bestreben, die Schulerziehung dem Glauben anzupassen. In allem übrigen läßt sie der Welt mit allen ihren Erfindungen freien Lauf. Die Orthodoxie des Judenthums ist die unausweichliche Feindin alles Weltverkehres, predigt Isolierung, Vereinsamung, wie sie zum Beispiel in Galizien besteht. Zwar sehen wir in Frankfurt a. M., in Hamburg große Kaufhäuser, deren Leiter strenge Orthodoxe sind, dabei einer Weltberühmtheit sich erfreuen. Das können nur sehr reiche Leute durchführen und das ist die Ausnahme, die Gesammtheit bringt das nicht zustande, sehen wir doch, wie diese Ausnahmen von Jahr zu Jahr sich verringern.

Was also dann? Was ist zu thun, daß die Religionsfreude in den Herzen der Juden neu auflebe, daß sie bei der Jugend Wurzel fasse zur Erstarkung des Judenthums? Drei Mittel vermögen wir anzugeben: 1) Sollen wir von den alten Satzungen und Lehren der Tradition das aufs kräftigste pflegen, was auch für unser Geschlecht noch lebens- und wirkungsvoll ist; 2) die Vorschriften der Väter in ihren Grundzügen beibehaltend, sei unser Bemühen dahin gerichtet, die-

selben durch Aenderung zu neuer Blüthe zu entfalten; 3) sind neue Einrichtungen zu schaffen, durch die unsere Religionsfreude gehoben werden kann. Mit einem Worte: die innere Mission ist es, die uns obliegt, sollen wir kommender Drangsal und Noth siegreich widerstehen. Und diese innere Mission soll nicht willkürlich, sondern planmäßig vorgenommen werden, nicht in der einen Gemeinde so, in der andern wieder anders, sie sei eine gemeinsame Aktion aller Rabbiner, wie auch aller Laien, die mit unsern Ausführungen, mit unsern Prinzipien übereinstimmen, und reinen Herzens für das Judenthum arbeiten wollen. Es soll eine Synode einberufen werden, in denen homogene Elemente Beschlüsse fassen, die einmüthig in ihren Gemeinden durchgeführt werden. Die Gebetbuchfrage, die sogenannten zweiten Feiertage, die Gottesdienstordnung, unsere Stellung zum Schulchan aruch und seinen hunderterlei Gesetzen und Verordnungen, das soll doch endlich einheitlich behandelt, fixiert und bestimmt werden. — Wenn wir in den großen Städten, wie in den kleinen Gemeinden Juden und Judenthum beobachten, wissen wir kaum, wo wir erst Hand anlegen sollen, so verwildert, so verwirrt finden wir alles. Am glimpflichsten sind bis jetzt noch die Mittelgemeinden weggekommen, da finden wir noch Religionsfreude, Interesse für das Judenthum und seine Institutionen, wenn auch selbst in diesen Mittelgemeinden jeder sein eigener Gesetzgeber ist. Die kleinen Gemeinden, die nie eine Predigt hören, die keinen geregelten Unterricht genießen, erziehen Juden ohne jedes religiöse und ohne jedes Gemeingefühl. Wie nothwendig wäre da eingreifende Hilfe. Wanderprediger müßten angestellt werden, den Dispensrabbinern müßten Mittel an die Hand gegeben werden, Bücher, Predigten, Zeitschriften, daß sie in ihre Stellung, die sie schon innehaben, sich einarbeiten. — Die Gemeinden der Großstadt bedürfen nicht minder der Neubelebung. Religiösität ist bei Christen wie Juden in der Großstadt naturgemäß geringer wie in den Mittelstädten. Der verschärfte Wettbewerb, die Unmasse weltlicher Genüsse lenken den Geist und das Herz gar leicht von der bescheidenen Religionsfreude ab. Deshalb haben wir doch nicht das Recht, rathlos die Hände in den Schoß zu legen und alles gehen zu lassen, wie es nur selber will. Ebenso wenig darf die studierende Jugend in der Großstadt vernachlässigt werden. Es genügt nicht, wie es vielfach in jüngster Zeit gethan wurde, das Stammesgefühl zu heben, das jüdische Bewußtsein zu erwecken, Religiösität, Religionsfreude muß der Universitätsjugend eingeprägt werden, denn Atheismus oder Pantheismus vereint mit jüdischem Stammesbewußtsein mag zwar ein Verlegenheits-Rettungsmittelchen für solche sein, die nicht anders in der heutigen feindlichen Strömung können,

für die Dauer ist das zweck- und sinnlos. — Wo wir also hinblicken, überall eröffnet sich eine Fülle von begeisterter Arbeit für die innere Mission im Judenthume.

Und selten hat sich eine bessere Gelegenheit zur Inangriffnahme dieser inneren Mission für uns Juden in Böhmen geboten, als jetzt, da endlich das Musterstatut in den Händen der Gemeinden ist, und diese ihre Neukonstituierung zu Ende führen können. Bis zum Beginne des nächsten Jahres wird sie wohl überall stattgefunden haben, dann mag neuorganisiert auch die innere Mission ihr heilsames Werk vollbringen.

Soll das vielleicht wieder ein neuer Verband werden? Nein, kein neuer Verband! Innerhalb des bestehenden Rabbinerverbandes und des Gemeindebundes, die jetzt zur Unthätigkeit verurtheilt sind, muß Raum zur innern Mission geschaffen werden. Die homogenen Elemente beider Verbände müssen Einigung finden, um wirken zu können. Sowohl der Rabbinerverband wie der Gemeindeverband enthält heterogene Elemente, und darum sind beide Verbände in religiösen Dingen zur Ohnmacht verurtheilt. Ist es nicht lehrreich, daß beide Verbände sich gezwungen sahen, die Verhandlung religiöser Fragen statutenmäßig auszuschließen? Damit ist aber auch jede innere Mission von Seite dieser zwei Verbände nicht zu erwarten. Darum bleibe der Rabbinerverband das, wozu er eigentlich ins Leben gerufen wurde: ein Wahrer unserer gemeinsamen Interessen, der Standesehre; er bringe durch seine Sitzungen uns einander näher, fördere unsere Wissenschaft durch Vorträge und Gedankenaustausch. Die innere Mission muß ihm versagt bleiben. Hingegen sollen die gleichen Elemente zusammentreten und in einer ad hoc einberufenen Synode gleichgesinnter Rabbiner und Gemeinden soll die innere Mission, ihre Wege und Mittel bestimmen. Höchst wünschenswerth ist es, daß viele Gemeinden und viele Rabbinate die innere Mission zu ihrer Aufgabe machten, aber mehr als die Zahl bedeutet der gleiche Geist, die gleiche Gesinnung, die alles belebt und den wirkenden Kräften ein Ziel gibt. Und seien es anfangs auch nur zehn Rabbiner und zehn Gemeinden, sie übten, wenn sie wissen was sie wollen, einen Einfluß über das ganze jüdische Leben in Böhmen aus.

In der Macht der Gemeinden und ihrer Führer liegt es jedoch auch jetzt schon, eine wichtige Vorarbeit für diese innere Mission zu erledigen. Je höher, je sicherer eine Gemeinde ihren Rabbiner stellt, um so freudiger und selbstloser wird er sich in den Dienst der innern Mission stellen. Die Befürchtung, der Rabbiner wachse dem Vorstande über den Kopf, ist nur zu belächeln. Es mag statutengemäß die Stellung des Rabbiners eine noch so unabhängige sein, in Wirklichkeit schafft er sich

seine Position selber. Einem mißliebigen Rabbiner nützten Verträge nichts, der beliebte braucht sie nicht. Nun gehört es mit zu den besten Mitteln der innern Mission, daß der Rabbiner mit seiner Gemeinde gleichsam verwachse. Er soll nicht jeden Augenblick fort wollen, er soll nicht wegen eines kleinen Mehrerwerbes seine Gemeinde in dem Momente verlassen, in welchem er gerade warm zu werden beginnt. Der Einfluß des guten Rabbiners wächst mit den Jahren. Wenn er jedoch herumwandert, wird sein Wirken überall erfolglos bleiben. Es mögen die Gemeinden dem Rabbiner das geben, was ihm gebührt, sie schmälern nicht seinen Einfluß in Bezug auf Gottesdienst und Schule, sie zögern nicht mit seiner definitiven Anstellung, sprechen seine Pensionsberechtigung aus, und er wird gerne in seiner Gemeinde bleiben und eifrigst thätig sein. Je höher die Gemeinde ihren Rabbiner im Ansehen stellt, um so rascher gelingt ihr mit ihm die innere Mission, und innere Mission sei unsere Hauptaufgabe in dieser bedrängten Zeit.

Karlsbad. Dr. Ziegler.



Eine moderne Laubhütte den Frauen.

Von Dr. Adolf Kurrein.

Frauen sind bekanntlich von der Pflicht, sieben Tage in der Laubhütte zu wohnen befreit. Die Frau soll das feste, unerschütterliche, nicht den Wandlungen der Zeiten unterworfene, nicht von jeder wechselnden Windrichtung beeinflußte und mitgenommene, das nicht wankende und schwankende Haus vor Augen haben; die jüdische Frau ist, wie der Talmud sagt, selbst das feste, gut bestellte, wohlgeordnete Haus; nimmermehr soll ihr die schwanke und wanke, die luftige, jedem Windwechsel zugängliche, unverläßliche und sorglose Hütte als Ideal und schönste Lebensbefriedigung vorschweben! Man gestattet der jüdischen Frau die Theilnahme an den Freuden der Laubhütte, daß sie und der Gatte es wisse: Wo der Gatte und die Kinder, dahin gehört auch die Gattin, die Mutter, da muß sie zu finden sein!

Unsere modernen Frauen oder sagen wir lieber Damen — sie hören es lieber — drängen sich heutzutage nicht mehr so lebhaft vor, stürmen nicht mit männlicher Kraft heran, um sich eine religiöse Pflicht-

erfüllung zu erobern, um gleichberechtigt und emancipiert an der Seite des Gatten ohne Zeichen der Schwäche und Nervosität die Satzungen der Religion als treue Töchter der Religion mit weiblicher Sorgfalt und Genauigkeit treu zu bethätigen; sie hasten und treiben vielmehr mit weiblicher — Denkbequemlichkeit wollen wir sagen —, das bischen Laubwerk der Religion, so spärlich und dünn es noch über unserem Haupte hingezogen ruht, auch fallen zu lassen, um sich sowohl des belebenden Sonnenscheins als des erquickenden Schattens der Religion gleichmäßig zu entledigen. Sie suchen nicht mehr den Himmel, wo die Sonne leuchtet und die Sterne funkeln, sie glauben den ganzen Himmel nur in ihrem Herzen zu haben.

In dem Glauben an das Herz der Frauen ruht schon ein Fünkchen, das zur heiligen Altarflamme angeblasen werden kann, wenn nur der Hauch Gottes von allen Himmelsrichtungen dahin zu gelangen vermag. Zu dem Ende errichten wir den Frauen und ihrem warm fühlenden Herzen eine moderne Laubhütte, in der sie sich bewähren sollen, sie kehren dann freiwillig in die wirkliche Sukka ein, welche doch nur geschickte Frauenhände geschmackvoll und einladend uns schmücken können und wohnlich machen. Die moderne Laubhütte der Frauen ist: Ein israelitischer Frauenverein in Böhmen.

Dieses von mir angeregte, den Frauen Böhmens zunächst zugedachte Neujahrsgeschenk, sollte nicht, wie ursprünglich beabsichtigt, alsbald in einem vollständig ausgearbeiteten Plane als vollendet fertiger Bau der Oeffentlichkeit übergeben werden, bevor nicht von Frauenseite selbst Kundgebungen erfolgen, die untrüglich darauf schließen lassen, daß die Frauen auch mit echt weiblicher Begeisterung und Thatkraft sich des begehrenswerthen Geschenkes bemächtigen wollen.

Doch man weiß wie Frauen sind — und wir Männer stehen ihnen darin nicht im mindesten nach —, sie sind oder wir sind neugierig. Kaum war der Gedanke, einen gemeinsamen Frauenverein für Böhmen zu gründen, ausgesprochen und gedruckt zu lesen, da widerhallte es von männlichen und weiblichen Fragestellern: Wie? soll der Frauenverein keinen andern Zweck haben, als jüdische Köchinnen, Wirthschafterinnen, Stützen der Hausfrauen und wirthschaftende und mitunter auch wirthschaftliche Hausfrauen heranzubilden? Wo bleibt das Ideal der Frauen? Sollen denn gerade die jüdischen Frauen in die engen Wände des Hauses gezwängt werden, das Kleinliche für sie idealisiert werden, um ihnen die Schwingen zu kürzen, daß sie den kühnen Flug zu den Wolken nicht wagen, nicht versuchen?

Gemach! meine Herren und Damen, manches Ideal ist den Frauen

zu Wasser geworden, wenn die Suppe versalzen, der Braten angebrannt und die Bäckerei der irdischen Schwere folgend sich nicht so leicht wie das Ideal in die Höhe hob. Allen Idealen zum Trotz verlangt der Magen und das Haus unerbittlich seinen Tribut; Poesie und Bildung allein macht nicht satt. Zur Vollständigkeit des häuslichen Glückes gehört auch die richtige Führung des Hauses. Jedoch wir gestehen es jedem gerne zu: noch andere Aufgaben harren der Frau.

Nach dem Grundsatze: „Der Frauenverein den Frauen" nennen wir ein zweites dringendes Bedürfnis der Frauen: Wärterinnen und Pflegerinnen! Am meisten empfinden den Mangel an Wärterinnen die jungen Frauen im Wochenbette. Manche junge Frau hat es mit dem Leben bezahlt, oder die blühende Gesundheit für immer eingebüßt, weil sie einer verständigen geschickten Wartung und sorgfältigen Pflege von kundiger Hand entbehren mußte. Wohl gab es in früherer Zeit in jeder, selbst der kleinsten Gemeinde eine oder mehrere Frauen, welche das Geschäft der Wärterinnen, so gut es ihnen die Erfahrung gab, nach bestem Wissen oder Unwissen versahen, doch diese sind im Laufe der Zeit immer seltener geworden. Während ehedem selbst die ärmste Frau nicht ohne Wärterin war, ist es heutzutage ganz unmöglich, selbst den reichen Familien jüdische Wärterinnen zu versorgen. Noch schlechter geht es in Krankheitsfällen. Treten Epidemien ein, — Kinderepidemien gehören leider jetzt zur Regel und nicht zur Ausnahme —, so sind die Pflegerinnen auch für Gold nicht feil. Was müssen die Familien nun thun? Jüdische Häuser und Familien müssen sich an die weiblichen Orden der Christen, an katholische und protestantische Pflegerinnen wenden, müssen der „christlichen Liebe" ihre Pflege und Wartung danken, da sie in diesem Punkte von der jüdischen Fürsorge im Stiche gelassen werden.

Dieser Umstand trifft eine wunde Stelle, eine traurige Seite im jüdischen Leben. Dieses, könnte man sagen, enthält alles, was dem Menschen zum geistigen und leiblichen Wohle dienen kann; wäre es nur im Geiste der Zeit nach den gewonnenen Erfahrungen weiter entwickelt und ausgebildet worden, dann marschierten wir allen voran an der Spitze der Civilisation, wären der Leuchtthurm im Meere des Lebens; doch Stillstand ist gerade hier der Tod. Was galt und gilt Bikkur Cholim Krankenpflege schon in Mischna und Talmud und Judenthum? Was haben wir innerhalb des Judenthums dafür gethan? Gerade dieses Heilswerk, das in diesem Leben die schönsten Früchte trägt, unberechenbaren Lohn für alle Ewigkeit sichert, liegt in den frömmsten wie in den fortgeschrittensten Gemeinden brach, unbeachtet und ungepflegt, nicht

anders wie im grauesten Alterthum, als gäbe es keine neue Medicin, als hätte sich auf diesem Gebiete nichts geändert; ja es ist noch schlimmer geworden, wir haben es gänzlich vernachlässigt, haben es uns vom Christenthume ganz aus den Händen winden lassen und bedienen uns der fremden Hilfe ganz unbefangen und gedankenlos, als hätten wir da keine Pflichten und Aufgaben und könnten sie ruhig andern überlassen. Vor Jahren schon predigte ich der Chewra-Kadischa, daß sie die Pflicht habe, die Krankenpflege im modernen Sinne einzurichten, Krankenpfleger und Pflegerinnen ausbilden zu lassen und sich alles das anzueignen, was die moderne Rettungsgesellschaft zu ihrer Aufgabe gemacht. Man nannte mich einen Idealisten, und die praktische Chewra-Kadischa blieb nach wie vor bei ihrem alten Systeme, zumal in den Statuten, die der „hohe Rabbi Löw" im 16. Jahrhundert abfaßte, noch am Ende des 19. Jahrhunderts nichts davon enthalten ist.

Nun will ich noch einmal die Frauen dafür gewinnen, daß sie diese wichtige religiöse Pflicht, diese dankenswerthe Aufgabe und dieses dringendste Bedürfnis in ihre zarten Hände nehmen und für das Institut der Krankenpflege sich mit der den Frauen eigenen Energie und Begeisterung einsetzen und zum zweiten Punkte ihrer Aufgaben machen. Ein Anfang dazu ist bereits versucht. In Prag besteht bereits ein Verein für Pflegerinnen, dieser brauchte sich blos dem Ganzen anzufügen und würde dagegen die Unterstützung des Frauenvereins erhalten. Diese Unterstützung bestände nicht einzig und allein in Gewährung der Mittel zur Ausbildung der Pflegerinnen, sondern auch in Gewinnung und Anwerbung von Frauen und älteren Mädchen zum Dienste, ja zum Lebensberuf der Krankenpflege. Welch ein ehrenvoller, ehrender und beglückender Beruf für Frauen und Mädchen, in den Familien wie ein rettender Engel in der Noth sich zu bewähren. Abgesehen davon, daß ärmere kinderlose Frauen, Wittwen, die noch rüstig und erwerblos sind, ältere Mädchen, die Lust und Liebe dazu haben, einen lohnenden ehrenhaften Verdienst finden, erhalten sie durch diese Beschäftigung eine gewisse Vertrauens- und Ehrenstelle in den Gemeinden, werden den Familien unentbehrlich und begründen sich so eine dauernde Versorgung.

Will nun der Frauenverein diesen Beruf der Pflegerinnen sich bei uns einleben lassen, genügt es nicht, Frauen und Mädchen zu dem Zwecke anzuwerben und sie in dem Nöthigen unterrichten zu lassen; es muß ein Pflegerinnen-Orden errichtet werden!

Bei dem Worte „Orden" sehe ich schon viele mit den Achseln

zucken, die Nase rümpfen und den verächtlichen Ruf „Verchristlichung des Judenthums" ausrufen. Die Orden sind älter als das Christenthum, sind original-jüdisch. Vor dem Christenthume bestand im Judenthume schon ein Orden der Therapeuten und Essäer, die sich zur Aufgabe machten, die Kranken zu heilen. Die Frauenvereine errichten nun aus Frauen und Mädchen, die sich dem Dienste der Krankenpflege widmen, einen Orden der Therapeutinnen oder wenn uns ein hebräischer Name lieber ist, einen Orden der Rachmanerinnen. In diesen Orden wird jede Frau, jedes Mädchen aufgenommen, das sich zum Dienste der Krankenpflege bestimmt. Sie hat sich der Religiosität, der Ehrlichkeit, Gewissenhaftigkeit, der strengsten Sittlichkeit zu befleißen. So lange sie nicht heiratet, bleibt sie im Orden, kann zu jeder Zeit, um eine Ehe einzugehen, austreten. Ueberall werden solche Ordenshäuser angelegt. Die Angehörigen tragen eine gemeinsame, kleidsame, unauffällige und dem Dienste angemessene Tracht, wohnen, speisen und leben im gemeinsamen Ordenshause und haben über Anordnung der Vorsteherin den ihnen zugewiesenen Platz der Thätigkeit einzunehmen. Die Bezahlung wird dem Orden und nicht der Pflegerin ertheilt. Dafür wird jede lebenslänglich versorgt. Tritt eine um zu heiraten aus, wird ihr am Hochzeitstage eine bestimmte Abschlagssumme für ihre Ansprüche als Ehrengeschenk ausgefolgt. Dieses Ehrengeschenk ist keine Gnade, ist eine Pflicht, welche der Verein dem betreffenden Mitgliede zu erfüllen hat. Alle Ordenshäuser stehen unter Aufsicht des Frauenvereines und seines Vorstandes. Die Ordensfrauen müssen aber zu ihrer Berufsschule auch noch die Unterweisung erhalten, die Kranken- und Sterbegebete in der schonendsten und zartesten Weise verrichten zu können. In diesem Punkte sieht es gerade trostlos bei uns Juden in der Gegenwart aus.

Die Manier der alten, abgehärteten, geradezu schonungslosen Chewra-Männer hat sich für unser zartes nervöses Zeitalter völlig überlebt. Hört man die Schritte des Todesengels dem Hause oder dem Krankenbette nahen, da hält man die Männer und die Dienste der Religion so lange ferne, bis der Tod die Freiheit und Erlösung von Religionspflichten verkündet, denn man will dem Sterbenden die Aufregung ersparen. Was wir Juden doch für ein zartes, aufgeregtes und schonungsbedürftiges Menschengeschlecht sind! Bei der Geburt eines Kindes soll die Wöchnerin, beim Sterben soll der Kranke durch die Religion nicht aufgeregt werden, ja man könnte noch mehr Fälle aufzählen, in denen man von der Religion nicht erregt, d. h. nicht bewegt werden will — doch darüber ein besonderes Kapitel —, hier sei

nur gesagt, die Juden der Gegenwart wollen bei der Geburt und beim Tod Gott und die Religion ferne gehalten, davon überhaupt nichts wissen. Alle Aufregungen des Lebens wollen, wünschen und suchen sie, nur Gott und Religion meiden sie ängstlich im Leben, wie im Sterben. Glückliche Christen, die mit andern Nerven für Gott und Religion geboren werden und mit andern sterben! Vielleicht schafft das milde, sanfte und zutrauliche Wort einer verständigen, liebevollen Pflegerin auch hier Wandel und macht in den schwersten Stunden des Lebens die Frau auf Gott aufmerksam, tröstet und stärkt sie mit Gott. Eine Umkehr nach dieser Richtung wäre an der Zeit!

Sind die reichen Frauen mit Wirthschafterinnen, Köchinnen und Dienstboten, die Kranken und Wöchnerinnen mit Wärterinnen und Pflegerinnen versorgt, so ist damit schon ein gutes Theil dem dritten Punkte der weitern Aufgabe des Frauenvereins vorgearbeitet, der Armenpflege.

Die Armenpflege muß in der Gegenwart eine gänzliche Umgestaltung erfahren. Wir sind von den schönen Grundsätzen der heiligen Schrift zum Schaden der Armen und Reichen abgekommen und verschleudern dadurch unsere reiche, große jüdische Wohlthätigkeit. Im Gegensatze zu dem alten Grundsatze der heiligen Schrift, keine Armen, keine Bettler durch die Wohlthätigkeit zu erzeugen, die Armen in unserer Mitte, in unsern Häusern und unserer Gesellschaft zur Selbsthilfe zu erziehen, faßte in neuerer Zeit unter uns die Methode Boden, durch ein Geldgeschenk uns den Anblick der Armuth und des Elends zu ersparen. Wie leicht, wie gerne entledigt sich der Reiche einiger Gulden, ist er damit auch von dem tiefer gehenden Mitleidsgefühle verschont. Diese bequeme Art der Armenpflege, dem Armen immer nur Geld zu geben, daß er beliebig verwenden kann, erzieht Bettler. Denn hat der Arme einmal gekostet, wie rasch man ein paar Gulden ohne größere Mühe und Anstrengung zusammenbringt, und wie man damit beliebig schalten und walten kann, dann schmeckt diese Art, Geld zu erlangen, viel besser als es durch Arbeit und Plage zu verdienen, und der Berufsbettler ist geboren, die moderne bequeme Wohlthätigkeit hat Geburtshilfe geleistet!

Die beste Armenpflege ist die völlige Unterlassung jeder Geldvertheilung an die Armen. Die Armen sollen kein anderes Geld haben, als dasjenige, das sie sich selbst verdienen. Das Augenmerk der Frauenvereine, ihre Fürsorge für die Armen soll auf deren Erwerb gerichtet sein. Die Arbeit, den Erwerb und Verdienst sollen die Frauenvereine den Armen versorgen. Das wird weder in den Großstädten, noch in

kleinen Orten schwer werden, wenn ein Zusammenwirken und Ineinandergreifen aller Orts-Comitees mit dem Vorstande des Gesammt-Vereines stattfindet. Jedes Vorstandsmitglied erhält eine Anzahl armer Familien, die besucht und gewissermaßen kontrolliert und überwacht werden. Je nach ihren Fähigkeiten wird ihnen Arbeit, Ausbesserung, Verrichtungen, Fabrikation u. dgl. zugewiesen. Solche die eine zugewiesene Arbeit, die sie verrichten können, nicht annehmen, werden in keiner Weise mehr unterstützt. Die Namen der Arbeitsscheuen werden bei allen Orts-Comitees und bei dem Vorstande in Evidenz gehalten. Nur so wird die Armenpflege zur Erziehung der Armen, zur Selbsthilfe und zum Erwerbe. Wie leicht ist da den Armen zu helfen.

Trotz der zahlreichen Klagen der Kleingewerbe, daß sie von der Groß-Industrie zugrunde gerichtet werden, kann man sich in kleinen wie großen Städten gar bald die Ueberzeugung verschaffen, daß man nicht leicht und nicht schnell und noch weniger billig Ausbesserungen, welcher Art immer, von den Arbeitern erhält. Man muß in den Häusern vieles an Kleidungsstücken, Wäsche und Geräthen zugrunde gehen lassen und neues anschaffen, weil man die Ausbesserungen nicht erhält oder um solche Preise, daß die Neuanschaffung vorzuziehen ist. Auch bei zeitweiligen Bedürfnissen nach Arbeitsaushilfe in der Hauswirtschaft ist nicht leicht, eine Kraft zu erlangen. Könnte man nun in solchen Fällen immer an das Orts-Comitee sich wenden, dann gäbe es ausreichenden Verdienst, hinreichende Beschäftigung für die Armen und keine Noth; die Geldunterstützungen würden ganz überflüssig. Bei dem Umstande, daß die Orts-Comitees mit einander in Verkehr ständen, wäre es auch möglich, entweder Arbeit aus einer Gemeinde, in welcher keine Armen sich befinden, für eine andere, die Ueberfluß daran hat, zu holen oder arme Familien dahin zu übersiedeln. Die Furcht vor der Ansiedlung der Armen in den Gemeinden wäre nicht mehr am Platze, weil die Armen nicht mehr zu unterstützen und mit Geld zu betheilen sind, sondern als willkommene Arbeiter und Helfer erscheinen. Selbstverständig müßten die Comitees auch Nähmaschinen, Strickmaschinen und sonstige Arbeitsbehelfe überall zur Verfügung haben, um sie unentgeltlich den Arbeitern zur Verfügung stellen, damit sie ohne jede weitere Auslage arbeiten und verdienen können. So würde die Armuth und die Armenpflege den in der Schrift verheißenen Segen auch wirklich der Bevölkerung im reichsten Maße bringen.

An die Armenpflege würde sich als vierter Punkt die Gesundheitspflege anschließen. Es giebt nicht allein arme Frauen, sondern sogar viele Frauen aus dem Mittelstande, welche zur Erhaltung

oder Kräftigung ihrer Gesundheit einen Curort in Böhmen aufzusuchen genöthigt sind, und denen die Kosten schwer fallen, die aber die Wohlthätigkeit nicht in Anspruch nehmen wollen und auch nicht können. Welch eine Wohlthat wäre es da den mittlern Ständen, sich an den Frauenverein zu wenden und durch Vermittlung des Vereines um einen mäßigen Preis standesgemäß und würdig versorgt zu werden, wie das bei dem Lehr-, Beamten- und Militärstande zu geschehen pflegt. Der Verein brauchte nur für die Curzeit nach dem statistischen Krankenausweise ein entsprechendes Häuschen zu mieten, es nach dem Bedürfnis einfach und bescheiden einzurichten, durch eine Pflegerin aus dem Orden verwalten zu lassen, eine Köchin aus seiner Schule dahin zu beordern und der Reihe nach die Kranken je nach der Aufnahmsfähigkeit hin zu senden. Mit einem Arzte könnte man ein Uebereinkommen treffen, alle Mitglieder des Vereins für ein bestimmtes Jahreshonorar zu behandeln, und zur Erlangung ermäßigter Preise der Bäder müßte man an die Badeverwaltung herantreten.

Auch die Luftcurorte müßten die Vereine in den Bereich ihrer Sorge ziehen. Viele Familien, Männer, Frauen und auch Kinder verkümmern oft in großen Städten, an raucherfüllten Industrieorten und führen ein Siechthum mit sich herum, weil sie nicht in der Lage sind, einen Landaufenthalt sich zu gönnen. Würde der böhmische Frauenverein infolge seiner durch's ganze Land reichenden Verbindungen Wohnungen in kleinen, billigen, gesunden Gegenden zur Verfügung haben, so würde dadurch die schwere Krankenpflege entlastet.

Diesem Zweige des Frauenvereines reiht sich naturgemäß die Förderung und Verallgemeinerung der Feriencolonien an, zu denen schon von Prag aus ein Anlauf genommen wurde; es hätte nur eine Angliederung jenes Vereines oder seine Verschmelzung mit dem allgemeinen Frauenvereine zu erfolgen.

Ein weites Gebiet, vielleicht das weitaus größte, eröffnet der Thätigkeit eines Frauenvereines die Sorge um den Frauenerwerb und die Wiedererweckung des religiösen Sinnes bei den Frauen. Dem wollen wir seinerzeit ein selbständiges Kapitel widmen. Sowohl die männliche als die weibliche Neugierde nach Umfang und Inhalt der Wirksamkeit eines israelitischen Frauenvereines in Böhmen dürfte durch diese ausführlichen Auseinandersetzungen vollauf befriedigt sein; auch ist dadurch der Anfangsthätigkeit eines Frauenvereines mehr als genügender Spielraum geboten. Für den Anfang ist wichtig, daß überhaupt mit etwas begonnen, daß etwas gethan werde, das Wieviel, Wiegroß ergibt die Folge von selbst. Mögen nur vorerst die Frauen

in Böhmen, die weisen und tüchtigen, die fähigen und reichen, die angesehenen und einflußreichen ihren Geist, ihr Herz und ihre Aufopferungsfähigkeit vereinen, um für sich selbst und für die Judenheit Böhmens zu wirken. Ein reiches Feld der Wirksamkeit wird sich ihnen eröffnen, wird im Verlaufe der Arbeit sich immer mehr erweitern und verbreiten, die segensreiche Ernte wird ihrem Volke und dem Lande immer mehr sich zeigen, so daß künftige Geschlechter ihre Mütter und Schwestern nicht laut genug rühmen und preisen werden und die Geschichte ihnen das bleibende Denkmal setzen wird: Wie zarte Frauenhände und edle Frauenherzen im schönen schwesterlichen Vereine aus winzigen Anfängen bedeutende und glänzende Blüten und Früchte für die Zukunft des Judenthums groß gezogen.

„Eitel ist der Anmuth Bemühen, nichtig der Schönheit Pflege, doch der Frauen gottesfürchtige und gottgefällige Thätigkeit, ihre heilsame Wirksamkeit ist des Lobes und Preises werth“.



Ein Wort an die Gemeindevorsteher und Rabbiner!

Von Dr. Simon Stern.

Das Musterstatut für die Cultusgemeinden Böhmens gelangt eben zur Versendung. Dieses Statut ist keine Norm, welche unbedingt eingehalten werden muß, es ist eben nur ein Musterstatut, welches den Gemeinden die Arbeit erleichtern soll, indem es zeigt, wie ein dem Gesetze und den Vorschriften entsprechendes Statut ausgearbeitet werden müsse. Die einzelnen Punkte können den Verhältnissen der verschiedenen Cultusgemeinden gemäß verändert werden, wenn nur die vorgenommenen Veränderungen nicht den Vorschriften widersprechen, welche in das Gesetz zur Regelung der Rechtsverhältnisse der Israeliten aufgenommen wurden.

§ 9 dieses Gesetzes lautet: „Zur Verwaltung der Angelegenheiten einer Gemeinde ist ein Vorstand zu bestellen, welcher dieselben nach außen vertritt.“ Diesem Paragraph, der den großen Fehler hat, nicht klar die Grenzen der Thätigkeit des Vorstandes zu bestimmen, sieht man

es an, daß er als Resultat nicht gelöster Meinungsverschiedenheit zustande kam und absichtlich derart gefaßt wurde, um jede beliebige Meinung hineindeuten zu können. Die Frage, um die es sich bei Abfassung jenes Paragraphen handelte, war folgende: Wer vertritt in der Gemeinde das religiöse Gesetz und die religiösen Vorschriften, d. h. wer ist der religiöse Leiter der Gemeinde. Man sollte glauben, daß es nur eine Antwort darauf geben könne, u. z. die, daß nur der Fachmann berufen sei, das religiöse Gesetz zu vertreten, daß nur der Rabbiner der religiöse Leiter und Lehrer sein kann. Doch, wenn jeder einfach und vernünftig denken würde, gäbe es keine Meinungsverschiedenheit. Unter den Experten, die die Regierung vernahm, erklärten sich viele gegen eine Fassung, die den Vorstand als Verwalter und Vertreter der Gemeinde und den Rabbiner als Vertreter der Religion und als religiösen Lehrer und Leiter innerhalb der Gemeinde hinstellte. Diese Experten gaben an, daß im Judenthum die Gemeinde so autonom sein müsse, daß sie nicht nur nach vernommener Belehrung von Seiten des Rabbiners die freie Wahl habe, dieser Belehrung gemäß zu handeln oder das Entgegengesetzte zu thun, es müsse der Gemeinde auch die Freiheit gewahrt werden, den Rabbiner und Leiter bei Berathung religiöser Angelegenheiten gänzlich zu übergehen, denn der Vorstand muß thun können, was ihm beliebe.

Hinzugefügt muß werden, daß die Regierung dem Rabbiner eine seinem Stande und seinem Wissen gebührende Stellung geben wollte. Die Erklärung, die die Experten gaben, mag dem Referenten im Ministerium ganz sonderbar vorgekommen sein, denn sie deckt sich nicht mit dem Begriff Freiheit, sondern so ziemlich mit dem Begriff religiöse Anarchie. Wenn der Rabbiner nicht Leiter der religiösen Angelegenheiten ist, wer kann es denn sein? Der Vorstand — nein, der wird bei all seiner Omnipotenz doch auf diesen Titel keinen Anspruch machen, obwohl er es gern thäte, es fehlt ihm aber leider das Fachwissen. Also sind die religiösen Angelegenheiten der Cultusgemeinde so nebensächlich, daß man sie gehen lassen kann, wie sie allein wollen, das ist freilich absurd und macht dem Judenthum keine Ehre, und wäre auch bei keiner andern Confession denkbar. Die Regierung mochte aber gedacht haben, für die Ehre des Judenthums habe ich nicht zu sorgen, noch weniger für die Kräftigung desselben, mögen die Herren ihren Willen haben, leidet das Judenthum darunter, so ist es nicht Sache der Nichtjuden, darüber bekümmert zu sein, gerade im Gegentheil. So kam es, daß das Gesetz in § 11 für jede Gemeinde einen Rabbiner verlangt, in § 12 bis 18 das Verhältnis des Rabbiners zum Staate regelt, aber

von der Stellung des Rabbiners in der Gemeinde schweigt. Augenscheinlich ist hier eine Lücke im Gesetz, die früher nicht vorhanden war, sondern erst durch die Experteneinvernahme entstanden ist. Ueber die Stellung des Rabbiners in der Gemeinde sagt das Gesetz kein Wort, es bezeichnet auch nicht die Grenze zwischen den Aufgaben des Rabbiners und den Aufgaben des Vorstandes, weil es der Gemeinde freie Hand lassen wollte, diese Grenze genau zu bezeichnen.

Wie haben nun die Gemeinden vorzugehen?

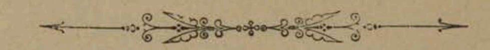
Der Vorstand vertritt die Gemeinde, der Rabbiner vertritt das Judenthum. Wenn eine Gemeinde ein isolirtes Leben führen könnte, wenn sie auch in religiöser Beziehung vollständig autonom sein könnte, so daß sie sich unabhängig von andern Gemeinden, unabhängig vom religiösen Gesetz und unabhängig von der Entwicklungsgeschichte des Judenthums religiöse Vorschriften geben könnte, wäre gar nichts dagegen zu sagen, daß der von den Mitgliedern gewählte Vorstand ganz nach Belieben und Willkür verfahren darf. Aber selbst bei der weitgehendsten Autonomie der Gemeinde hat sie ja doch nur Existenzberechtigung, wenn sie den Zusammenhang mit dem Gesammtjudenthum wahrt, Veränderungen bei den religiösen Institutionen haben ja nur dann eine Berechtigung, wenn die Veränderungen den Prinzipien des Judenthums nicht widersprechen. Wohin käme auch eine Gemeinde, die diesen beiden Momenten nicht Rechnung tragen wollte, was würde aus dem Cultus, was würde aus der religiösen Erziehung der Jugend, was würde aus dem Judenthum? Dies Alles wäre bald ein heilloser Wirrwarr, die Laune eines jeden Einzelnen würde einen Fetzen anbringen und statt einer das ganze Leben beeinflußenden, das Gemüth erwärmenden und das Herz beseeligenden Religion hätten wir eine Harlekinsjacke. Statt einer gesunden, fortschreitenden, allen Anforderungen der Zeit entsprechenden Entwicklung hätten wir ein Hin und Her, in welchem jeder vernünftige Gedanke von einem Wust von Bizarrien erdrückt würde. Selbst nothwendige und freudig zu begrüßende Reformen könnten keine religiöse Weihe erlangen, man würde sie der Libertinage der Cultusgemeinde zuschreiben, da sie nicht von berufener Seite ausgiengen und gutgeheißen würden, denn der Vorstand ist nicht berechtigt im Namen der Religion zu sprechen. Im Namen der Religion kann nur ihr Vertreter, der Rabbiner urtheilen. Es ist also unumgänglich nothwendig, daß bei Berathung über religiöse Angelegenheiten der Rabbiner nicht fehlen darf. Er hält die Verbindung mit dem Gesammtjudenthum aufrecht, er kennt die Prinzipien des Judenthums und seine Entwicklungsgeschichte, er kann Nutzen und Schaden einer Veränderung für das religiöse Leben

abschätzen und nur er kann religiöser Lehrer und Leiter einer Gemeinde sein, wenn sie in Wahrheit eine jüdische Cultusgemeinde sein will. Daß trotz alledem kein Rabbiner eine hierarchische Macht erlangen kann, ist sichergestellt, da der Vorstand keinen Antrag des Rabbiners annehmen muß. Aber um der Würde und der Reinheit der Religion willen, muß der Rabbiner ex offo allen Berathungen über religiöse Angelegenheiten zugezogen werden.

Wem dies nicht einleuchtet, dem wird auch der Hinweis auf andere Confessionen nicht nützen, bei denen der Seelsorger ex offo Mitglied des Vorstandes ist, selbst bei den Protestanten, die gewiß viel auf ihre Autonomie halten, ist der Geistliche das Haupt des Presbyteriums. Wer aber dafür noch Sinn hat, daß das Judenthum nicht verkümmere, wird dafür eintreten, daß die Religion im Cultusvorstande vertreten sei, da er doch nicht nur Geldangelegenheiten zu verwalten hat, sondern auch die Heiligthümer der Gemeinde. Es wäre ein verhängnisvoller Irrthum, anzunehmen, daß ein anderer als der Rabbiner Vertreter des Judenthums sein kann. Wir fühlen uns frei von jeder Ueberhebung, aber von der Forderung, daß das Statut dem Rabbiner die gebührende Stellung gebe, werden wir nicht ablassen, im Interesse des Judenthums, im Interesse der Gemeinden und jetzt, da die Gemeinden an die Abfassung der das Gemeindeleben und die religiösen Angelegenheiten ordnenden Statuten gehen, wollen wir an die Vorsteher das Wort richten, die Rabbinate nicht zur Bedeutungslosigkeit hinabzudrücken, denn mit dem Sinken der Bedeutung des Rabbiners sinkt auch die Würde des Judenthums und verschlechtern sich die religiösen Institutionen. Ohne Rabbiner ist jeder Fortschritt unmöglich. Von der Einsicht der Vorsteher erwarten wir, daß im Statut keiner einer Gemeinde, in welcher ein qualifizierter Rabbiner amtirt, der Passus fehlen wird. Allen Berathungen über religiöse Angelegenheiten im Vorstande oder im erweiterten Ausschuß muß der Rabbiner beigezogen werden.

Von den Rabbinern aber erwarten wir, daß sie in dieser Zeit mit aller Kraft diese Forderung geltend machen werden, ohne Rücksicht auf die Folgen für ihre Stellung. Es ist die Zeit gekommen, in der sie beweisen müssen, wie ernst sie es mit ihrem Berufe nehmen, und ihr Beruf verlangt, daß sie für die Würde des Judenthums und ihres Amtes eintreten müssen. Die Verordnung, die die Statthalterei betreffs Abfassung der Statuten erließ, verlangt, daß der Rabbiner den Sitzungen zugezogen werde. Er hat das Recht, gegen jede Beeinträchtigung Protest zu erheben, und wenn alle Rabbiner dasselbe fordern, wird wohl jeder

die Berechtigung dieser Forderung anerkennen. Die Rabbiner haben keine Macht, sie wollen keine Macht, aber den ihnen gebührenden Einfluß müssen sie behaupten, um nicht nur ein Amt zu haben, welches ihnen Brot gibt, sondern um wirken zu können, für Gott, für Religion und für religiöses Leben in der Gemeinde.



Das mosaische und lykurgische Gesetz.

Vortrag von Dr. S. Bäck, Rabbiner in Lissa (Posen). (Schluß.)

Wie man auch den Ursprung des Sklaventhums erklären mag, ob durch die bloße Besiegung eines anderen Volkes, dessen Gefangene man zu Sklaven machte, oder indem bei demselben Volke der eine Theil, der dem Kriegshandwerk ergeben war, als der Stärkere, den anderen Theil, der den friedlichen Beschäftigungen des Ackerbaues und des Handwerks oblag als den schwächeren sich unterwarf und ihn zwang, sein Sklave zu werden, oder daß die ursprüngliche autochthone Bevölkerung von dem Volke, welches deren Land eroberte, in die Kaste der Sklaverei herabgedrückt wurde, jedenfalls war die Sklaverei schon vor Lykurgos in Sparta heimisch. Aber Lykurgos hatte die Sklaverei durch sein Gesetz sanktioniert, er hatte das Helotenthum zu einem bleibenden Bestandtheile seines Staates gemacht, und die Heloten waren die Stammesgenossen, die Urbewohner des Landes! Dem Gesetzgeber Lykurgos müssen wir es darum zuschreiben, daß der gesellschaftliche Organismus in Griechenland auf die Sklaverei gegründet war, daß es für die Sklaven kein Gesetz, kein Recht, kein Eigenthum, keine Sicherheit des Lebens gab. Wer einen Sklaven tötete blieb straflos, ja noch mehr, wenn deren zu viele vorhanden waren, durften, sollten sie sogar getötet werden, und der berühmte Geschichtsschreiber der Griechen Thukydides erzählt daß in den Mauern Spartas in einer Zeit der Ruhe und des Friedens 200 Heloten gleich wilden Thieren hingeschlachtet wurden, blos weil sie entbehrlich waren, weil man so viel Heloten nicht brauchte. Konnte ja selbst Plato, der weise Plato, sich das Ideal eines Staates ohne Sklaverei nicht konstruieren! Wie erklären wir uns diese Verwirrung des menschlichen Geistes? Wir erklären uns dieselbe durch die verachtete Stellung, welche die Arbeit überhaupt bei den Griechen einnahm. Die Arbeit galt den Griechen als unehrenhaft, sie war in dem Staate des Lykurgos dem freien Bürger untersagt, der Grieche sah auf die Arbeit, welche doch die ehrenvollste Aeußerung

menschlicher Kraft ist, durch welche der Mensch seine Herrschaft über die Natur bekundet, mit Verachtung herab, darum war der Arbeiter der Doulos, der Sklave, der mit dem Stigma der Erniedrigung behaftet war. Der freie Bürger sollte blos das Kriegshandwerk treiben, eine öffentliche Stellung einnehmen, oder wie es in den andern griechischen Staaten gefordert wurde, des Genusses der Kunst sich erfreuen. Die Spartaner sollten in einem vornehmen Müssiggange leben, frei von jeder Arbeit. Nur so ist die Abnormität zu erklären, daß Attika, der feinste Staat hellenischer Bildung 130,000 Freie gegen 400,000 Sklaven zählte. Die kunstsinnigen, philosophisch geschulten Griechen kannten weder den sittlichen Werth der Arbeit noch den Begriff des freien Arbeiters, darum bildete die Sklaverei die Grundlage ihres Staates.

Wie verhält sich nun in dieser Beziehung das mosaische Gesetz? Hochgeehrte Versammlung! Die Sprache ist ein klarer und heller Spiegel des Volkslebens und der Volksseele. Alle Eigenarten und Charaktermerkmale eines Stammes und seine Vorzüge, seine Schwächen, seine Tugenden und seine Laster, seine Neigungen und seine Verirrungen schauen wir im Spiegel seiner Sprache. Sie ist die schlimme Verrätherin aller schönen oder unschönen nationalen Herzensgeheimnisse. Der Wortschatz einer Nation enthält die Summe ihrer Begriffe, aller geistigen und zeitlicheu Erscheinungen ihres Lebens; ein Laster demnach, für welches der abgeschlossene Wortvorrath einer Sprache keinen Ausdruck hat, muß dem Gesetze, das in ihr geschrieben ist, unbekannt gewesen sein. Die hebräische Sprache nun hat für das Wort Sklave gar keine Bezeichnung. Das Wort Ebed, diese hebräische Bezeichnung für Sklave von der Grundform „abad" arbeiten abgeleitet, heißt Arbeiter. Das Wort Ebed, diese hebräische Bezeichnung für Sklave, konnte aber zugleich der höchste Ehrentitel werden, denn Moses selbst wird Ebed ein Knecht, ein Diener Gottes genannt. Die hebräische Sprache hat für Gerechtigkeit und Liebe eine ganze Reihe von Bezeichnungen und keine einzige Bezeichnung für das Wort Sklave. Doch es würde von geringfügiger Bedeutung sein, wenn das Wort auch fehlte, so der Begriff oder der Gegenstand vorhanden war. Aber auch dies war nicht der Fall. Sklaven in dem Sinne des lykurgischen Gesetzes, Menschen die aller persönlichen Rechte beraubt sein sollten, die als schutz- und rechtlos betrachtet werden konnten, kennt das mosaische Gesetz nicht. Es kennt blos Abadim Arbeiter, die, so sie Stammesgenossen waren, nur 6 Jahre zu dienen brauchten. Aber auch in den fremden Abadim durfte die Menschenwürde nicht verletzt werden, auch diese erfreuten sich des gesetzlichen Schutzes. Einen Sklaven zu töten, war bei Todesstrafe verboten; wer einen Sklaven züchtigte und ihn erheblich beschädigte, hatte sein weiteres Anrecht an ihn verloren, der Beschädigte ging frei aus; war der Sklave seinem Herrn entflohen, durfte er an diesen nicht wieder ausgeliefert

werden; am allwöchentlichen Ruhetage mußte auch diesem die Ruhe gegönnt werden; war er krank geworden mußte er gepflegt, durfte er bis zu seiner vollen Genesung nicht zur Arbeit angehalten werden, wurde der Sklave entlassen, dann mußte er beschenkt entlassen werden. Arbeit war nach der Auffassung des mosaischen Gesetzes eine Ehre und keine Schmach, und darum konnte auch der Sklave durch die Arbeit nicht erniedrigt werden. Jener herrliche bekannte Preisgesang auf den Arbeiter, dem Heil, dreimal Heil zugerufen wird, weil er von seiner Hände Mühen und seinem regsamen Schaffen Weib und Kind ernährt, war eine Frucht der Stellung, welche die Arbeit in dem mosaischen Gesetze einnahm, die als die Erzieherin, Bildnerin und Beglückerin der Menschheit angesehen wurde. Dem Spartaner wäre es der schwerste Schimpf, die tiefste Beleidigung gewesen, den Sklaven als ihm gleichgeartet zu erklären; das mosaische Gesetz kommt immer und immer wieder darauf zurück, daß auch der Sklave Mensch sei. Das mosaische Gesetz war auf Recht, Sittlichkeit und Liebe, das lykurgische Gesetz auf Egoismus aufgebaut.

Dieser Ausspruch stellt sich auch als wahr heraus, wenn wir die Gesetzesbestimmungen des Lykurgos in Betreff der Fremden ins Auge fassen und ihnen die bezüglichen Bestimmungen aus dem mosaischen Gesetze entgegenhalten.

Jeder Staat, jedes Volk, überhaupt jede Verbindung Mehrerer ist zugleich eine Trennung, Ausschließung und Absonderung Anderer und von Anderen; das ist im Leben unvermeidlich. Was in der Welt Individualität haben soll, muß sich nothwendig begrenzen, aber wie wir später nachweisen wollen, müssen diese Begrenzungen selbst wieder ihre Grenzen haben und dürfen sich die Völker, indem sie sich auf sich selbst zurückziehen, nur von idealen Motiven leiten lassen. Die Griechen gingen hierin zu weit. Die Griechen schlossen sich von ihren Nachbaren vollständig ab, der Fremde und der Feind war ihnen gleichbedeutend; den Griechen war der Fremde der Barbar, auf den sie mit Hochmuth herabschauten, mit dem sie auf beständigem Kriegsfuße standen, und diese lieblose, diese schädliche Denkweise, sie wurde durch Lykurgos zum Gesetze für sein Volk, er hat sie durch sein Gesetz sanktionirt. Kein Fremder, so bestimmte das lykurgische Gesetz, darf in Sparta länger als durchaus nothwendig verweilen, kein Spartaner darf sich — bei Todesstrafe — im Auslande aufhalten, wenn er nicht hierzu die Erlaubnis des Staates erhalten. Es sollte das spartanische Volk den übrigen Menschen, und zwar nach der Absicht des Gesetzgebers, für ewige Zeiten als Feinde und Widersacher gegenüberstehen.

Vor Allem tritt uns in diesem Gesetze der enge, beschränkte und engherzige Blick entgegen, der dasselbe kennzeichnet, und unterscheidet sich das mosaische Gesetz schon im Allgemeinen durch den weiten und idealen Blick,

mit dem dasselbe den Begriff der Völker auffaßt. Wie sich das mosaische Gesetz den Begriff des Volkes in seinem Verhältnisse zu anderen Völkern, also zu dem Fremden denkt, wird uns schon durch eine Erzählung am Eingange der mosaischen Bücher klar. Die Menschen hatten sich zusammengethan, und sie wollten in der Ebene Sinear eine Stadt und in dieser einen Thurm bauen, dessen Spitze bis in den Himmel reicht. Der Herr verwirrte aber ihre Sprache, daß Einer die Sprache des Anderen nicht verstand und zerstreute sie in alle Länder, daß sie aufhören mußten, die Stadt und den Thurm zu bauen. Der tiefe Sinn dieser Erzählung dürfte folgender sein: Ebenso verschieden wie die Eigenthümlichkeiten eines jeden Erdstrichs sind, ebenso verschieden sind die Eigenthümlichkeiten der Menschen; aus der Berührung und Verbindung der bestimmten Eigenthümlichkeiten der Menschen mit den besonderen Beschaffenheiten ihres jedesmaligen Wohnorts bilden sich Verhältnisse und Beziehungen, die uns den Menschen in seiner Besonderheit in Bezug auf Sprache, Sitte, Neigung, Stimmung und Lebensgewohnheiten erscheinen lassen. Nun sollte keine einzige Kraft des Menschengeschlechts unbenutzt verloren gehen, sondern jeder einzelnen ihr Platz, ihr Wirkungskreis angewiesen werden nnd daraus eine Mannigfaltigkeit von Kraftäußerungen entstehen, die zur Lösung der großen Aufgabe, welche dem Menschengeschlecht gestellt ist, erforderlich ist. Die höhere Einheit und Einigung des Menschengeschlechts ist nur dann möglich, wenn jeder Bruchtheil desselben demjenigen Berufe sich widmet, zu welcher er vermöge seiner Anlagen befähigt ist. Nur wenn jeder einzelne Zweig am Baume der Menschheit die ihm besonders zugewiesene Aufgabe löst, ist die Lösung der Gesammtaufgabe möglich. So lange das Menschengeschlecht noch gering an Zahl, arm an Erfahrung und Einsicht war, und Einer den Andern nicht entbehren konnte, war seine Vereinigung auf einem engen Raume im Interesse seiner eigenen Entwickelung nothwendig. Wer wird die zarten Glieder einer Familie auseinandersprengen wollen, so lange ihre Vereinigung in dem enggeschlossenen Kreise des Familienlebens für ihre eigene Lebensentwicklung Bedürfnis ist? Aber kein Vernünftiger wird sie auch dann mit eisernen Ringen zusammenhalten wollen, nachdem der gemeinsame Entwicklungsgang vollendet und jedes einzelne Glied eine selbstständige Entwicklungsbahn antreten soll. — Und so war es nach dem Bilde von dem babylonischen Thurmbau mit dem jungen Geschlechte der Menschen der Fall. Dasselbe blieb zusammen, so lange die eng verbundene Lebensgemeinschaft für ihre Entwicklung nöthig war. Diese mußte aber zerstört und das Menschengeschlecht zerstreut werden, sobald die Besorgnis nahe lag, daß die ersten Keime der Bildung und Gesittung auf dem engen Raume der Ebene Sinear aus Mangel an Ausdehnung zusammenschrumpfen und verkümmern könnten; das Menschengeschlecht mußte über die ganze Erde zerstreut werden,

damit die Menschheit die ihr innewohnenden verschiedenen Eigenthümlichkeiten desto selbstständiger entwickeln und durch die Mannigfaltigkeit ihrer geistigen Individualitäten desto harmonischer zusammenwirken könne. Die Menschheit mußte sich in viele Völkerfamilien mit verschiedenen Zungen, Sitten und Lebensgewohnheiten trennen und spalten, damit die verschiedenen Töne zu einem großen Ganzen zusammenklängen und in einer höheren Einheit sich auflöseten. Es sollte eben die Vereinigung der Menschen keine bloß räumliche, sondern eine geistig sittliche, keine bloß äußerliche, sondern eine tiefinnerliche sein. Dieser Gedanke wirkte nun bestimmend auf das mosaische Gesetz, und ihm entsprechend waren die Vorschriften, die das Verhältnis zu dem Fremden regelten. Das Land stand jedem Fremden offen, auf dem Altare des Heiligthums durfte für jeden Fremden ein Opfer gebracht werden; der Fremde stand nicht blos unter dem Schutze des Gesetzes, er hatte ganz gleich den Einheimischen auf jede Unterstützung und Verpflegung Anspruch. Gleichheit vor dem Gesetze war ihm zugesichert, und das Gebot, den Fremden zu lieben, wird mehrmals und nachdrücklich wiederholt. Das lykurgische Gesetz war ein Gesetz des Egoismus, das mosaische Gesetz das der Menschenliebe.

Nun haben wir noch einen Gegenstand hervorzuheben. Er ist an sich schon der wichtigste und ganz besonders geeignet, um den Unterschied zwischen der lykurgischen und mosaischen Gesetzgebung recht verständlich und anschaulich zu machen, wir meinen das Verhältnis zwischen Eltern und Kindern. Dieses durch die Natur schon geknüpfte, geheimnisvolle Band übte selbst bei den rohesten Völkern des Alterthums einen die Rohheit mildernden Einfluß aus. Diese Liebe der Eltern zu ihren Kindern, aber auch die Liebe der Kinder zu den Eltern, dieser Boden, aus dem alle Sittlichkeit, Opferfähigkeit und aller Seelenadel emporsprießt, wurde durch das lykurgische Gesetz vernichtet. Lykurgos erstickte das heiligste Gefühl in der Menschenbrust, indem er den Grundsatz aufstellte, daß alle Kinder Eigenthum des Staates sind, weshalb diejenigen Kinder, die schwächlich und für das Kriegshandwerk oder für ein arbeitskräftiges ungeschickt befunden wurden, an einer bestimmten Stelle des Taygetosgebirges in einen Abgrund geworfen wurden. Und gerade das schwächliche Kind, weil es die meiste Fürsorge und die schwersten Opfer fordert, liebt das Mutterherz am tiefsten. Die Uebrigen blieben der elterlichen Pflege überlassen, aber blos bis zu ihrem 7. Lebensjahre. Im 7. Lebensjahre, in diesem zarten Lebensalter, mußten sie das Elternhaus verlassen und wurden der öffentlichen Erziehung übergeben. Diese war aber nichts Anderes als eine Uebung im Ertragen aller Beschwerlichkeiten. Sie gingen barfuß, mit geschorenen Köpfen, mußten auf Schilf schlafen, Hunger und Durst, Frost und Hitze ruhig ertragen. Um sie recht abzuhärten, wurden die Jünglinge an einem bestimmten Tage des Jahres vor den Augen der Eltern und der ganzen Bevölkerung

bis auf das Blut gegeißelt. Oft gaben dieselben unter diesen Geißelhieben ihren Geist auf. Von den anwesenden Eltern mußten sie, mit Blut und Wunden bedeckt und dem Tode nahe, ermahnt werden, standhaft auszuhalten. Um die Kinder zu Kriegslisten und plötzlichen Ueberfällen abzurichten, war ihnen gestattet, einander zu bestehlen, und wurde nur derjenige bestraft, der bei der That ertappt wurde, und zwar wegen Ungeschicklichkeit. Im 12. Jahre kamen sie in eine andere Abtheilung. Nunmehr wurde die Zucht eine noch strengere und härtere; um sie für den Krieg tüchtig zu machen, fanden Scharmützel zwischen ihnen statt, und sie kämpften mit Händen und Füßen, Zähnen und Nägeln, und zwar mit solcher Hartnäckigkeit, daß manche tot am Platze blieben, wenn der Sieg entschieden war. Und die Mütter wetteiferten in dieser Härte mit den Vätern. Wir wissen, daß es ein Wort giebt, dessen Klang den wunderbarsten Zauber für uns hat, das uns mit unwiderstehlicher Kraft rührt, ergreift, dessen Buchstaben uns eine kleine Welt voll lieblicher und reizender Gestalten vor die Seele stellen, es ist der Name Mutter. Wenn wir diesen Namen, dieses Wort Mutter aussprechen, da breiten sich vor uns aus die edlen Tiefen des Schmerzes und die lachenden Hügel der Freude, die Kindheit mit ihren goldenen Träumen und die Jugend mit ihren rosigen Hoffnungen, wir sehen die Thränen in den Augen des Kindes, wir hören das Lachen aus dem Munde des Knaben, wir belauschen das Pochen des jugendlichen Herzens, wir erblicken bald den lächelnden Mund, bald die ernsten Mienen der Mutter. Dieser liebliche Duft, den wir mit dem Namen Mutter verbinden, war den Spartanern fremd. Und kein Wunder! ihre Erziehung war keine weibliche, sondern eine männliche. Das Herz, welches einer Knospe gleich, nur in dem warmen Hauche der Gefühle sich öffnet und seinen Duft verbreitet, diese lebensvolle Welt des Weibes war den Spartanern fremd. Auch die Erziehung der Mädchen bestand hauptsächlich in Leibesübungen, namentlich im Laufen, Schwimmen, Werfen mit dem Diskus, sie sollten männlich gesinnte Frauen werden; für die Entwicklung zarterer Empfindungen, für eigentliche Weiblichkeit hatte Sparta keine Stätte.

Wie ganz anders der Geist des mosaischen Gesetzes, welche Zartheit der Empfindung tritt uns auf jedem Blatte desselben entgegen! Wie rührend der Ruf des Herrn: Nimm hin deinen einzigen Sohn, den du liebst, oder das Wort Jakobs: Wenn ihr meinen Sohn von mir nehmt, und es begegnet ihm ein Unfall, so würdet ihr mein graues Haupt mit Leid in die Grube bringen, oder der Ausruf Jakobs nachdem er seinen Sohn gesehen: Nun sterbe ich gern, nachdem ich dein Antlitz noch einmal geschaut, oder der Ausruf Davids beim Tode Absolons: Wäre ich statt deiner gestorben, mein Sohn Absolon! oder die Schilderung der Liebe Gottes durch die Worte: Wie ein Vater seinen Sohn trägt, hat der Herr dich getragen, oder das Wort des

Propheten: kann das Weib ihrer Kinder vergessen, erbarmt die Mutter sich nicht des Sohnes, den sie geboren.

Die Gesetze des Lykurgos hatten nur die Entwicklung der physischen, der äußeren Macht im Auge, aber die physische Macht ist vergänglich, das mosaische Gesetz hatte die sittliche Macht im Auge, und diese trägt den Charakter der Ewigkeit an sich. Lykurgos wollte ein Volk erziehen, das stark und kräftig und darum kriegstüchtig sei, er hatte vergessen, daß die sittliche Kraft schwerer auf der Wage der Menschheit wiegt, das mosaische Gesetz hielt die physische Kraft auch nicht gering, hielt aber die idealen Ziele der Menschheit noch höher. Wie wir darum den Geist höher stellen müssen als den Körper, so müssen wir darum das mosaische Gesetz höher stellen als das lykurgische. Der Sieg ist dem Geiste des mosaischen Gesetzes geblieben, die Sklaverei schwindet immer mehr von der Oberfläche der Erde, und der Werth der Arbeit wird immer höher geschätzt, die Schranken, welche die Völker von den Völkern trennen, schwinden immer mehr, und die einzelnen Völker werden sich immer mehr und mehr bewußt, daß sie nur die Zweige an dem Baume der einen Menschheit sind. Wie viel die Menschheit dem Griechenthume auch dankt, sie dankt dem mosaischen Gesetze noch mehr.



Der Umgang mit den Menschen (Derech erez) nach dem Talmud.

Von Dr. Adolf Kurrein. (Fortsetzung.)

Die Alten legten Wert auf die Art und Weise der Verabschiedung. Wer dem Lebenden den Abschiedsgruß gibt, der thue es mit den Worten: Gehe zum Frieden, dem Frieden entgegen, denn das Leben ist ein stetes Näherrücken der Befriedigung, der innern und äußern Glückseligkeit. Der Abschied von den Todten soll lauten: Gehe ein in den Frieden, denn der Tod bringt den vollendeten Frieden, der keinen Fortschritt mehr zuläßt. (Berach, 64.)

Gelehrte sollen von einander nur scheiden, nachdem sie einander eine wissenschaftliche Mittheilung gemacht, weil diese sich gegenseitig dadurch in Erinnerung behalten (ebend. 31).

3. Beim Eintritt oder Austritt aus einer Stadt hüte man sich, irgend welchen Mißton hervorzu-

rufen, weil dadurch der beste Eindruck verwischt oder mindestens gestört wird.

Rabbi Eliezer b. Simon, wird erzählt (Derech erez c. 4), kehrte einst in seine Heimat zurück. Auf dem Wege begegnete er einem sehr häßlichen Manne und rief ihm zu: Sind alle deine Mitbürger so häßlich wie du selbst? Erkundige dich doch bei dem Meister, der mich gebildet! war die Antwort. R. Eliezer stieg sofort von dem Esel herab, warf sich vor dem Manne nieder und bat ihn um Verzeihung für die Beleidigung, die er ihm zugefügt. Nein! entgegnete der Beleidigte, ich vergebe dir nicht, bis du zu dem Meister hintrittst und ihm erklärst, wie häßlich ist doch das Gefäß, das du gebildet hast! Der Rabbi folgte ihm eine halbe Meile bittend. Unterdessen hatte sich in der Stadt das Gerücht von der Ankunft des Rabbi verbreitet, und alle Bewohner eilten herbei, um ihn zu empfangen und zu begrüßen. Als sie seiner ansichtig wurden, riefen sie: Heil und Willkommensgruß dir unserem Lehrer! Wen benennet ihr so? fragte der vorausgehende Gekränkte. Nun doch den Mann, der dir nachgeht. Wenn das ein Rabbi ist, sprach er, so möge es nicht viele solche in Israel geben! Gott verzeihe dir dieses sündhafte Wort; was gibt dir denn Veranlassung dazu? fragten sie neugierig. Er erzählte das Vorgefallene und sie bestürmten ihn, dem Rabbi zu verzeihen. Er gab endlich den vereinigten Bitten aller nach, jedoch unter der Bedingung, daß jener dergleichen nicht wiederhole. Die Versöhnung kam wohl zu stande, doch der gute Eindruck des Empfanges war verdorben.

4. *Abreise oder Ankunft richte man immer zu gelegener Zeit ein, oder wie R. Meïr dieses Wort anwandte: Bei Tag reise man ab, bei Tag komme man auch an.* (Pesach. 2).

Dieser Grundsatz wird aus der Geschichte der Brüder Josefs abgeleitet (Genes. 44, 3): „Der Morgen leuchtete und die Männer wurden entlassen“. Sowohl der Aufbruch als auch das Eintreffen bei Nacht verursacht den Gastgebern Störung in der Ruhe und Hausordnung, abgesehen davon, daß im Alterthume das Reisen in der Nacht sehr gefährlich war. Rabbi Meir hielt diesen Grundsatz fest und rettete einmal dadurch sein Leben. Rabbi Meir war einst bei einem Gastwirte eingekehrt, der regelmäßig seine Gäste in der Nacht weckte, sie zum Aufbruch veranlaßte und ihnen seine Begleitung anbot. Nichtsdestoweniger wurden sie auf dem Wege von Räubern überfallen, ausgeraubt und der Wirt theilte mit den Räubern die Beute. Auch R. Meir war ein gleiches Schicksal zugedacht. Er wurde von dem Wirte geweckt

mit der Versicherung, daß dieser ihn begleiten werde. Ich muß noch einen Freund, der hier wohnt und mit mir reist, erwarten, sprach R. Meir. Wo wohnt, wie heißt dieser Freund? Ich gehe und wecke ihn, erbot sich der Wirt. Ki tow ist sein Name und im Lehrhause wird er zu finden sein, versetzte R. Meir. Die ganze Nacht hindurch suchte er Freund ki tow in allen Lehrhäusern des Ortes und fand ihn nicht und kehrte unverrichteter Dinge mit Tagesanbruch zurück. Da traf er schon R. Meir mit gesatteltem Esel zur Abreise fertig. Wo ist denn dein Freund, den du erwartest? fragte der Wirt. Der ist bereits angelangt, sprach R. Meir, es heißt doch in der Schrift: Gott sah das Licht, daß es gut (ki tow) sei. In diesem Sinne legte er auch den Grundsatz aus: Immer komme man bei Licht (bechi tow) an und reise bei Licht ab. (Bereſch. rabb. c. 92).

Darum heißt es auch (D. E. 11): Wer vor dem Krähen des Hahnes sich auf den Weg macht, ist ein Selbstmörder. Todesschuld lädt auf sich, wer den Reisenden nicht begleitet oder sich nicht begleiten läßt. (Sotah 46, b.). Weniger als zwei sollen keine Reise antreten (D. E. 11). Einem rohen ungebildeten Manne geselle man sich auf der Reise nicht zu, denn es liegt die Besorgnis nahe, daß ein solcher, der seinem eigenen Leben keinen Wert beilegt, um so weniger das eines andern achten wird. (Pesach. 49, b.).

5. Begegnet dir jemand auf dem Wege, so frage ihn nach seiner Nationalität, nach seinem Reiseziele und seinem Geschäfte; begegnen Leute dir und richten an dich dieselben Fragen, so antworte ihnen dementsprechend und füge noch hinzu: eine Karawane folgt uns auf dem Fuße nach (Bereſch. rabb. 76).

Dieses Verhalten während der Reise wird aus den Belehrungen abgeleitet, die Jakob seinen Dienern gab für den Fall, daß sie seinen Bruder Esau treffen. So wird auch berichtet (ebend.): Rabbi Juda und R. Jose gingen einst auf dem Wege und sahen einen Heiden ihnen entgegenkommen. Da besprachen sie sich, wenn der Heide sie fragen werde: Wer seid ihr, was ist euer Geschäft und wohin geht ihr? folgende Antwort ihm zu geben: Wir sind Juden, Kaufleute und gehen Weizen aus Jabur uns zu holen. Bei der Ankunft des Heiden beantwortete R. Jose in dieser Weise die Fragen. Hierauf fragte er R. Juda, woraus er das gelernt habe, sich diese Antworten zurechtzulegen, bevor noch die Fragen gestellt werden? Von unserem Stammvater Jakob, lautete die Antwort. So unterrichtete er die Boten, die er an Esau abschickte (Genes. 32, 18): Wenn dir Esau, mein Bruder begegnet und

dich fragt also: Wem gehörst du an, und wohin gehst du, und für wen sind diese vor dir? so sprich: u. s. w.

6. Bist du genöthigt auf der Wanderung eine Pause eintreten zu lassen und auszuruhen, so durchsuche beim Wiederaufbruche deinen Lagerplatz sorgfältig, ob du nichts vergessen und zurückgelassen hast. (Lekach Tow Gen. 32, 25 u. Beresch. r. zur Stelle).

Diese Vorsichtsmaßregel ergibt sich aus Jakobs Verhalten bei seiner Heimkehr. Da heißt es (Genes. 32, 24): „Er führte hinüber all das Seinige und blieb allein zurück", was darauf schließen läßt, daß er untersuchen wollte, ob nichts vergessen wurde.

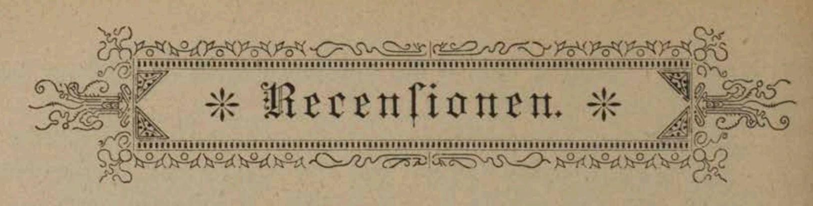
Fassen wir das Verhalten auf der Reise zusammen, so erhalten wir die Lehren: Vor dem Antritte der Reise versehe man sich mit allem Nöthigen, mit genügender Zehrung, mit entsprechender Kleidung und allem, was zur Annehmlichkeit auf der Reise gehört und die gute Stimmung erhält. Man nehme von allen Freunden und Bekannten Abschied und hüte sich den ersten oder letzten Eindruck zu verderben. Man wähle sowohl zur Abreise als auch zur Ankunft eine günstige, gelegene Zeit, um nicht sich oder andern Umbequemlichkeiten zu bereiten oder gar einer Gefahr sich auszusetzen. Man reise nicht allein, wähle aber eine gute und sichere Gesellschaft und sei stets im Klaren über sie, ihre Ziele und Absichten, um Mißgriffe zu unterlassen. Auf der Reise verliere man nicht aus dem Auge weder das Gepäck, das man mit sich führt, noch die mitreisenden Personen; besonders nachdem man irgendwo einen kurzen Aufenthalt genommen, halte man noch einmal sorgfältige Umschau, ob nichts zurückgeblieben, bevor man den Ort verläßt.

Das Verhalten als Gast.

1. Man kehre immer bei demselben wohlbekannten Gastfreunde und in die gewohnte Wirthschaft ein. (Genes. 13, 2, Raschi).

Schon Abraham hatte diese Gepflogenheit, denn auf der Rückreise aus Aegypten nach Kanaan suchte er genau dieselben Orte auf, die er früher durchzog (Beresch. r. z. St.).

Man ändere erst dann seinen Gastfreund, wenn man von ihm nicht mehr mißzuverstehende Zeichen erhält, daß er den Gast nicht mehr zu beherbergen wünsche, bis der Wirt den Gast sozusagen vor die Thüre setzt, denn die Aenderung des Einkehrhauses wirft auf Wirt und Gast ein schiefes Licht und gibt der Verdächtigung allerlei Nahrung (Erach 17, b). (Fortsetzung folgt.)



Die Staatslehre Spinozas von Dr. Josef Hoff.

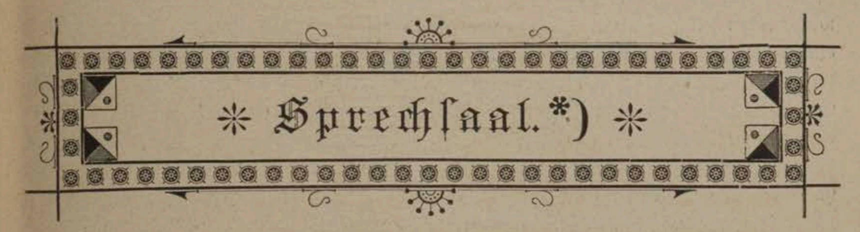
Wir rechnen Spinoza stets mit Stolz zu den Unseren, wenn es auch, aus religiösen und politischen Rücksichten aus der Amsterdamer Gemeinde ausgestoßen, dem Judenthum fern blieb, ohne sich aber einer andern Religion anzuschließen. Was uns aber über die Genesis seiner Lehren, die ihn seinem angestammten Glauben entfremdeten, aufklärt, wird deßhalb unseres Dankes immer gewiß sein. Eine Anzahl von trefflichen Schriften hat die Annahme wahrscheinlich gemacht, daß die philosophischen Probleme für Spinoza durch Deskartes gestellt wurden, daß er aber für ihre Lösungen mannigfaltige Anregungen bei den jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters fand. Das letzte Wort ist jedoch in dieser Frage noch nicht gesprochen. In obengenannter Abhandlung sucht nun Verfasser mit Eifer, wenn auch in etwas umständlicher Weise, die minder bedeutsamen Staatstheorien Spinoza's in ihrem Verhältniß zu älteren Ideen, besonders denen des Macchia velli, Grotius und Hobbes darzulegen.

Derartige Untersuchungen haben ihr gutes Recht. Selbst der originellste Denker steht unter gewissen Einwirkungen früherer oder gleichzeitiger, bedeutender Persönlichkeiten — mögen sie ihn nun anziehen oder abstoßen: Der negative Pol gibt uns ja in gleicher Weise ein bestimmtes Ziel wie der positive. Zum vollständigen Verständniß der Eigenart eines Mannes kommen wir erst dann, wenn wir wissen, welche Richtung er bekämpft und welchen Vorbildern er folgt. Durch den Nachweis derartiger Beeinflußung wird das Ansehen eines hervorragenden Denkers nicht etwa in Frage gestellt. Für jeden geistig noch so unabhängigen und selbständigen Mann ist es nur ein Lob, daß er fremde Meinungen mit Ernst erwogen und sich erst durch lange Kämpfe zu seiner Weltanschauung durchgerungen hat. Für zahlreiche Anregungen empfänglich zu sein, ist nur das Zeichen eines weltoffenen, reichbeanlagten Kopfes. Freilich dürfen Ansichten anderer nicht bloß aufgenommen, sondern sie müssen auch verarbeitet und den einzelnen Ideen eingegliedert werden: hierin zeigt sich eben Originalität und Gegensatz zu bloßer schöngeistiger Gelehrsamkeit.

Es ist so höchst anerkennenswerth, den mannigfaltigen Einflüssen nachzuspüren, die eine bedeutende Persönlichkeit während der verschiedenen Phasen ihres Lebens erfahren hat. Jedoch muß man sich bei derartigen Untersuchungen vor der Gefahr hüten, daß man Ideen und Begriffe, welche Gemeingut aller Gebildeten geworden sind, auf spezielle Einwirkung desjenigen Autors zurückführt, denen jene ihre Einführung in die wissenschaftliche Welt oder ihre charakteristische Ausprägung verdanken. Gewisse Thesen und Schlagworte sind sozusagen Bestandtheil der geistigen Atmosphäre geworden, in der man lebt Es sei nur auf die umfassende Bedeutung hingewiesen, welche z. B. in dieser Beziehung die Theorien Darwins und Spencers für unsere Tage besitzen: Vertrautheit mit derartigen Ideen kann nicht als bezeichnendes Merkmal eines Mannes hingestellt werden. Wer heut über Entstehung der Arten schreiben will, wird natürlich nicht mit den alten aristotelisch-scholastischen Begriffen operiren. Aehnlich verhielt es sich im Jahr-

hundert Szinoza's mit manchen Naturrechstheorien, die bereits im Mittelalter wohlbekannt waren und durch Autoren jener Zeit zu ihrer prinzipiellen Stellung und zum Losungsworte der Parteien erhoben wurden. Dieser Distinktion ist der Verfasser nicht ganz gerecht geworden, jedoch verdient der auf die Zusammenstellung verwendete Fleiß Lob.

Berlin. Dr. Leo Bäck.



Judenthum und Weltreligion.

Sehr geehrter Herr Redacteur!

In Ihrem vortrefflichen Aufsatze: „Wir drängen zur Hierarchie hin“ finde ich eine auch sonst wiederkehrende Behauptung, die einmal zu beleuchten mir wünschenswerth erscheint. Sie schreiben, man solle das Ideal haben, das Judenthum zur anerkannten Weltreligion zu machen. Dieses Ideal ist gewiß ein sehr schönes Ideal, und weitab von mir liegt es, dasselbe bekämpfen zu wollen. Nur als Logiker will ich einige Bemerkungen daran knüpfen. Mir ergibt eine Analyse der Begriffe, daß die Inhalte disparat sind, also sich gegenseitig ausschließen; dieser Wunsch ist also in sich widersprechend, ebenso wie der Wunsch, aus dem Viereckigen das Runde zu machen (Quadratur des Cirkels).

Das Judenthum beruht auf dem Bund oder Vertrag (berith), den Gott mit Abraham und durch ihn mit dessen Nachkommen geschlossen (Genesis Cap. 17): „Ich errichte mein berith zwischen mir einerseits und dir und deinen Nachkommen andererseits, ein ewiges berith, daß ich von dir und deinen Nachkommen als Gott anerkannt (verehrt) werde. (V. 7.) Inhalt dieses Vertrages ist: Der Ewige wird von Abraham und dessen Nachkommen als Gott verehrt; dafür verspricht der Ewige die Nachkommen des Abraham zu einer „Menge von Völkern“ zu machen, und ihnen das Land Kanaan zu ewigem Erbbesitz (achusath) zu verleihen. Bekräftigung oder Symbol dieses Vertrages ist die Beschneidung. „Dies ist (die Bekräftigung) meines berith, die ihr beobachten sollet (als Bekräftigung) zwischen mir und euch und deinen Nachkommen: Jeder Männliche werde beschnitten (V. 10).

Dieser Vertrag erhielt mehrfache Bekräftigungen. Die Nachkommen Jakobs erhielten ein neues Symbol: den Sabbath. „Zwischen mir und den Kindern Israels ist der Sabbath ein dauerndes Symbol“ (Exod. 36. 17).

Auch der Inhalt des Bundes erweitert sich: das Volk Israel ist verpflichtet, die Thora zu beobachten; hiefür verspricht Gott Kindersegen, gute Ernten, Frühregen, Spätregen (Levit. 26. 3 ff.); Gott wird Israel zum Höchsten über alle Völker

*) Diese Rubrik dient der Beantwortung von Anfragen, welche an die Redaction von Jedem gestellt werden können. Die Redaction wird alle Anfragen, sofern sie auf religiöse Angelegenheiten irgendwie Bezug nehmen, gewissenhaft beantworten und gewährt auch Raum einer objectiv gehaltenen Entgegnung.

machen (Deuter. 28. 1) und wird das Volk Israel der Kopf und nicht der Schwanz sein. (V. 13.)

Dem Begriffe „Judenthum" ist also wesentlich der Vertrag Gottes mit Abraham und dessen Nachkommen, sowie dem Begriffe Quadrat: das Viereckige, dem Begriffe Kreis: das Runde. Nehme ich dieses Wesentliche weg, indem ich statt „Abraham und dessen Nachkommen" „alle Menschen" setze, so habe ich den Begriff „Judenthum" negiert, nach der alten Regel: ein Begriff, dessen Inhalt negiert wird, wird selbst negiert. Aus einem quadratischen Stück Papier kann man wohl ein kreisrundes herausschneiden und umgekehrt; wie verkehrt aber wäre es, zu sagen: das Viereckige sei rund geworden. Nein! Das Papier ist rund geworden. Ebenso können wohl die Juden Weltbürger, niemals aber das Judenthum Weltreligion werden. Das Judenthum wird bestehen, solange wir die Ueberzeugung haben, „daß Gott uns auserwählt aus allen Völkern und uns erhaben gemacht hat über alle Nationen und uns zu Heiligen gemacht hat durch seine Gebote;" hört diese Ueberzeugung auf, dann hört das Judenthum auf.

Noch ein Wort zur praktischen Seite. Nach dem Gesagten verlören die beiden Grundsäulen des Judenthums, Sabbath und Beschneidung, ihre Bedeutung. Und soll die Landwirthschaft nach der Abtheilung „Seraîm" betrieben werden? Und was soll in der jüdischen Aera mit den Speisegesetzen werden? Kann man sich den Sabbath vorstellen, daß alle Menschen feiern? Wer wird Feuer machen? Und wie viele industrielle Betriebe, die eine Unterbrechung nicht vertragen, müßten eingestellt werden!

Gloggnitz a. Semmering im September. Dr. Moriz Popper.

Antwort. Auf diese ganze logische und meinetwegen theologische Auseinandersetzung lasse ich nur einen Absatz aus dem Hauptgebete für die erhabenen Feste, Neujahr und Versöhnungstag, folgen: „So gib o Ewiger unser Gott, daß Ehrfurcht vor dir haben alle deine Geschöpfe, daß dich fürchte alles, dem du das Dasein gegeben. Mögen dich fürchten alle Geschöpfe, mögen sich vor dir beugen alle Menschen, mögen sie alle einen Bund bilden, deinen Willen zu erfüllen mit ganzem Herzen, so, wie wir erkannt haben, daß dein die Herrschaft, dein die Macht, in deiner Rechten die Stärke." Nun, das ist freilich aus der Zeit des Talmuds, und da könnten Sie sagen, daß der Talmud schon die Bibel nach seinem Sinne deutet. Ich will Ihnen daher mit einigen Bibelversen dienen. Alle unsere Gebete schließen, wie Ihnen ja dies alles so gut wie mir bekannt ist, mit dem Prophetenwort: „Der Ewige wird als König über die ganze Erde anerkannt sein, an diesem Tage wird Gott der Ewige einzig sein und sein Name Einziger." Ich bitte ferner die Stellen Jesaias 2,2—4 und die fast gleichlautende 4,1—4 Jesaias 5,6—7 zu lesen. Doch, wozu Stellen citiren, Sie kennen sie ja und wissen, daß es ein leichtes ist, mit Hunderten und Aberhunderten Stellen zu belegen, daß die Propheten die Universalität des Judenthums verkündeten. Sie wissen auch, daß sich Christus und die Kirchenväter auf die Propheten beriefen und das Christenthum das wahre Judenthum nannten. Sie sehen also, daß mit dem Begriff Judenthum schon in den ältesten Zeiten der Begriff Weltreligion verbunden war, obwohl Judenthum damals auch Nationalität und Volksthum bezeichnete, und Sie sehen, daß keiner darin eine Quadratur des Zirkels erblickte. Hat die Logik diese Verbindung in alter Zeit ertragen, wird sie wohl auch heute nichts dagegen einzuwenden haben.

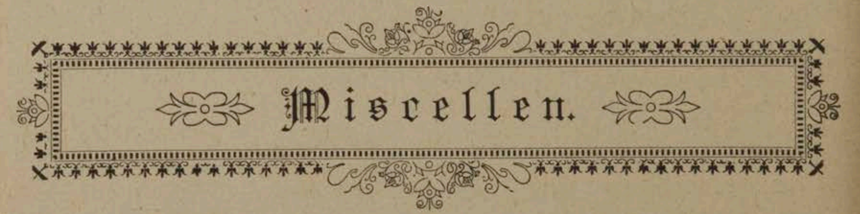
Es verhält sich mit dem Begriff Judenthum wie mit dem Begriff Hellenismus. Beide schließen den engen Begriff der Nationalität und einen weiten Begriff, der sich auf alle Menschen bezieht, ein. So wenig der Begriff Hellenismus im logischen Widerspruch zu dem Begriff Weltkultur steht, ebenso wenig steht der Begriff Judenthum im Widerspruch zu dem Begriff Weltreligion. Das muß man den Alten nachsagen, trotz aller nationalen Beschränktheit in vielen Dingen hatten sie für Manches einen überaus weiten Blick, einen Blick, der weit über die Grenzen des Landes, ja, bis an die Enden der Welt reichte. So haben die gewiß in vielen Dingen mit nationalen Vorurtheilen behafteten Juden, den nationalen Gott überwunden, den Schöpfer des Himmels und der Erde gefunden, der der Vater aller Menschen, Schicksalslenker aller Nationen ist, Erbarmen mit allem Lebenden hat und Liebe allen Wesen erweist. Meinen Sie, daß die Weltreligion einen andern Begriff von Gott haben darf, als ihn das Judenthum hat und hatte.

Doch, ich will auch ihrer Logik nicht ausweichen. Sie berufen sich auf den Brith (Bund oder Vertrag), den Gott mit Abraham geschlossen und dessen zwei Symbole die Beschneidung und der Sabbath sind. Ich will solche Stellen der Bibel nicht eskamotiren. Was sagen sie aber zu folgendem Vers aus Jesaias: „Du (Gott) bist ja unser Vater, denn Abraham weiß nichts von uns, und Jakob kennt uns nicht, Du, o Ewiger bist unser Vater, unser Erlöser ist von Ewigkeit her dein Name." (63, 16.) Das ist das Wesen des Judenthums, die unmittelbare Verbindung mit Gott, das sich Eins wissen mit Gott, so daß selbst der Brith, den Gott mit Abraham geschlossen, nebensächlich erscheint. Von Ewigkeit her, also noch vor Schließung des Bundes ist Gott der Erlöser. Eine wahre Religion muß eben nicht nur alles Widersinnige ausschließen, sondern auch mit dem Gemüthe erfaßt werden und nichts verdunkelt sie so sehr, als juristische Spitzfindigkeit Es geht der Religion wie allen Idealen, sie stehen über Juristerei, Wortklauberei, und man kann keinen größeren Vorwurf der Halacha machen, als daß sie das Judenthum zu einer Art Juristerei und Doctorenwissenschaft machen wollte. Zum Glück für uns hat die Halacha ein starkes Gegengewicht an der Agada, die die Universalität des Judenthums bewahrte. Auch der Bund, den Gott mit Abraham geschlossen, kann man nicht juristisch erfassen, denn es gehört nicht einmal große Weisheit dazu, zu erkennen, daß Gott nicht nach Art der Menschen einen Vertrag schließt. Wenn zwei Menschen einen Vertrag schließen, so wollen beide einen Vortheil erlangen, do ut des. Nicht einmal ein Vater schließt einen solchen Bund mit seinem Sohne, viel weniger der ewige, allmächtige Gott, der Schöpfer und Eigner der Welt nnd aller Menschen mit seinem Geschöpfe. Aber in der Welt des Geistes und der Sittlichkeit sind ewige Gesetze wie in der Welt der Materie, Grund und Folge dulden so wenig einen Widerspruch wie Ursache und Wirkung. Das ist der Bund, den Gott mit den Menschen schließt, daß er erkenne den Zusammenhang von Grund und Folge und Bürger werde im Reiche der Sittlichkeit, dessen Gesetzgeber Gott ist, und dessen Herrschaft man sich unterwirft. Als Zeichen des Bundes, als Symbol der Unterwerfung unter Gott stellt die Bibel Beschneidung und Sabbath hin. Warum gerade diese als Symbol gewählt wurden, gehört in ein anderes Gebiet und zwar in das der vergleichenden Religionswissenschaft.

Durchaus aber haben sie nicht die Bedeutung das Judenthum national beschränken zu wollen, da doch jeder, mag er welcher Nation immer angehören, diese Zeichen des Bundes annehmen kann, um dadurch dem Judenthum voll und ganz anzugehören. Es besteht nun kein logischer Widerspruch in der Annahme, und sie

bildet auch keine Quadratur des Zirkels, daß ein Nichtjude oder 10 oder 100 oder 10000 Nichtjuden das Judenthum annehmen. Was 10000 Menschen der Voraussetzung nach thun können, können auch alle Menschen thun, und da wäre das Judenthum Weltreligion aus der Logik nach. Was mit den Speisegesetzen werden würde, wer am Sabbath Feuer machen würde? Ich meine, daß wir eine wichtigere Frage zu beantworten haben und zwar die, welche Form muß das Judenthum annehmen, um ohne Aufgabe auch nur eines seiner weltlichen Prinzipien allen Menschen begehrenswerth zu erscheinen? Beantworten wir diese Frage, dann werden wir unsere Aufgabe, ein Priesterreich zu sein, gelöst haben. Juristische und theologische Spitzfindigkeiten bringen uns freilich keinen Schritt weiter, ein großer Zug muß in das Denken der Theologen kommen, die jetzt noch über alle Paragraphe des Vertrages sinniren, den Gott mit unsern Vorfahren geschlossen hat und vergessen, daß der Bund des Vaters mit seinen Kindern darum ein unlöslicher, ewiger Bund ist, weil, wie ein Vater sich seiner Kinder erbarmt, sich Gott aller Menschen erbarmt.

Dr. Stern.



Miscellen.

Herr Dr. Moriz Popper in Prag wurde in Anerkennung seiner wissenschaftlichen Arbeiten zum auswärtigen Mitgliede der Société des études juires in Paris ernannt.

Der Kalender für Israeliten für das Jahr 5656, herausgegeben von Oesterr. Isr. Union in Wien, enthält von Dr. B. Placžek, Landesrabbiner in Brünn, einen Aufsatz über Consistorien, den wir mit Erlaubnis des Verfassers in der Chronik veröffentlichen werden. Herr Dr. Placžek veröffentlicht im Jahrbuch auch einige Epigramme unter dem Pseudonym Benno Planek, von denen wir zwei unserem Leserkreise mittheilen wollen.

Kampf gegen Antisemiten.

Eine Krankheit schleicht von Ost nach West,
Antisem nennt sich die Rinderpest.
Sie befällt nur viehische Naturen,
Red' und Schrift verrathen ihre Spuren.
Eher kann man durch Philosophieren
Vieh von Maul- und Klauenseuch kurieren,
Als je durch Moral und weise Lehren
Jene zur Humanität bekehren.

Deutsch-Liberale.

Wer wird mir Recht nicht geben?
Ich sage, daß im Leben
Sich strafe nichts und räche
So sehr und schwer als Schwäche.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Simon Stern in Saaz.
Druck von Fritz Kränzle in Saaz.